

# QUELLEN

## Ein bisher unbekannter Brief Friedrich Schleiermachers vom 15. Dezember 1800 an Friedrich Heinrich Christian Schwarz Pfarrer in Münster bei Butzbach

Von Erik Turnwald

### *Beschreibung des Briefes*

Das Schreiben Daniel Friedrich Schleiermachers vom 15. Dezember 1800, aus Berlin datiert, ist gerichtet an Friedrich Heinrich Christian Schwarz, damals Pfarrer in Münster bei Butzbach in Hessen-Darmstadt. Das dünne Papier ist wasserzeichen-liniert. Der Umfang beträgt  $365 \times 219$  mm und ist einmal quergefaltet.

Der Brief ist auf drei Seiten engzeilig beschrieben, mit breitem linken und breitem Unterrand. Mit spitzer Feder geschrieben ist er sauber und klar im Duktus, bis an den rechten Briefrand eng ausgeschrieben, mit Ausnahme einer  $25 \times 97$  mm hohen Stelle auf der dritten Seite, die für das Siegel ausgespart wurde.

Die vierte Seite enthält Anschrift und Siegel. Der Brief ist zum Versand zweimal quer- und einmal längsgefaltet, ohne Umschlag ineinander geschoben und gesiegelt. Bei der Lösung des Siegels wurde die dritte Briefseite ausgerissen, ohne jedoch durch die so entstandene Verletzung des Papiers den Text zu stören.

Das Siegel in rotem Lack enthält keine Inschrift und kein Monogramm; es zeigt den Kopf eines bärtigen Mannes mit einer flachen Kopfbedeckung. Die Anschrift auf der vierten Seite lautet:

	An	
	Herrn Pfarrer Schwarz	
		zu
FR: Duderstadt		Münster
		bei Butzbach in
8 Kr		Heßen Darmstadt

Der Brief hat keine abgesetzte Anrede am Kopf; es befindet sich lediglich in der oberen rechten Ecke der ersten Seite das Datum. Am Schluß befindet

sich keine abgesetzte Höflichkeits- oder Grußformel. Unterzeichnet ist das Schreiben lediglich mit „Schleiermacher“.

Der Brief befand sich bis zum Jahre 1956 in Händen der Erben von Professor Schwarz in Heidelberg. Mit anderen Büchern der Schwarz'schen Bibliothek aus dem Besitz der Erben kam er 1956 in Heidelberg zur Versteigerung, wo er von Pfarrer Erik Turnwald erworben und seiner Autographensammlung beigelegt wurde.

### *Der Text des Briefes*

Berlin, den 15t Dec 1800.

Gewiß, würdiger Mann, würde ich schon eher Ihre freundliche und zuvorkommende Zuschrift beantwortet haben, wenn ich nicht gern vorher Ihre Beurtheilung der Reden üb. die Religion hätte lesen, und daraus noch etwas näheres von Ihnen und Ihren Meinungen über mich vernehmen wollen. Leider bin ich aber hierin nicht glücklich gewesen; ich habe keinen Journalcirkel entdecken können, in welchem diese Zeitschrift<sup>1</sup> Umlauf hätte, in den Buchläden pflegen hier Journale nie vorrätzig zu sein und da Sie mir das Heft nicht mit angezeigt haben habe ich es mir auch nicht ausdrücklich verschreiben können. Es thut mit daher in mehrerer Hinsicht leid: theils habe ich – außer einer nicht eben tief eindringenden Anzeige in den Rintelschen Annalen<sup>2</sup> – noch gar keine öffentliche Stimme über dies Buch gehört und was noch mehr ist, wir würden uns dadurch weit schneller näher gekommen sein; auch haben Sie wol unstreitig hierauf gerechnet. So ist es eber in Berlin; der literarische Verkehr ist langsam; und besonders kommt die Literatur des westlichen Deutschlands nur spät und unvollständig zu uns, daher wir uns auch wundern wenn ein hiesiges Produkt, das nicht einen berühmten Namen trägt, den Weg dorthin findet. Wirklich war es mir unerwartet besonders die Monologen, von denen der Verleger<sup>3</sup> mir sagte, daß sie so gut als gar nicht in den Buchhandel gekommen wären, irgendwo außer im Kreise meiner Freunde gelesen, und meinen Namen dabei genannt zu wissen. Ich kann sagen es hat mir eine besondere Freude gemacht, das *diese* Sie vorzüglich afficirt haben, weil grade meine innersten Gesinnungen darin ausgesprochen sind, stärker und vertrauter, als es sich vielleicht für den gedruckten Buchstaben ziemt, und Sie werden dies Geständniß vielleicht auch für etwas besseres nehmen als Eitelkeit. Es ist mir nicht selten sträflich vorgekommen

<sup>1</sup> Es ist die „Allgemeine Bibliothek der neuesten theologischen und pädagogischen Literatur“, Gießen 1800, S. 451–489. Hierzu auch KGA (= F. D. E. Schleiermacher, Kritische Gesamtausgabe) Bd. I/2, S. LXX–LXXII.

<sup>2</sup> „Neue theolog. Annalen“, Rinteln 1800, Beilage z. 10. Stück S. 209–212. Vgl. KGA I,2 S. LXX. Die damals von Wachler herausgegebenen Annalen wurden ab 1824 von Friedrich Schwarz in Heidelberg weitergeführt.

<sup>3</sup> Joh. Carl Philipp Spener in Berlin.

daß ich dies Büchlein habe drucken lassen; ich sagte mir es läge jenseits aller möglichen und also auch der erlaubten Mittheilung, es würde eben wegen seiner Innerlichkeit Niemanden ansprechen da es gar kein Aeußerliches dabei hat, und wenn jemals Jemand mich darüber fragte würde ich ganz die Empfindung haben als wenn ein entblößter Nerv berührt wird. Sie können also denken wie es mich überraschte einen Brief zu erhalten der ausdrücklich dem Verfasser der Monologen bestimmt war, und wie es mich freuen mußte, daß Sie hier Ihre Uebereinstimmung mit mir vollkommen gefunden haben. Nun wünschte ich nur, Sie hätten Ihren ersten Brief gleich eine ganze und nicht eine halbe Maaßregel sein lassen, und Alles gefragt was Sie von mir zu wissen wünschen. Das hätten Sie auch getrost thun können: denn wo sollte mir ein Recht herkommen demjenigen etwas Einzelnes von mir zu verhehlen, der in das Innere meines Herzens | 1 hineingesehen hat? Das ist eben der kritische Umstand bei einem solchen Produkt: die Leser, wenn sie anders welche sind, verwandeln sich in erklärte Freunde oder Feinde des Verfassers. Herrn von Wakenroder<sup>4</sup> kenne ich nur aus dem, was Sie auch von ihm wissen und aus den Erzählungen seines Freundes Tieck;<sup>5</sup> ich selbst stand nie in einer näheren Verbindung mit ihm. Der Freund, dessen in den Monologen gedacht wird, war ein junger Engländer<sup>6</sup> der mit mir zugleich auf den Schulen der Brüdergemeinde<sup>7</sup> erzogen ward. Unser Sinn und unsere Denkkraft entwikelte sich dort gemeinschaftlich, wir stritten und litten gemeinschaftlich und es kann nicht leicht eine innigere Freundschaft gegeben haben, so daß sein Geist mir in der That immer gegenwärtig ist. Auch ist mir seitdem keine so geworden, wenigstens nicht ohne daß erst meine Art die Freundschaft zu behandeln vorher unendliche Mißverständnisse verursachte, und darum nährte ich besonders wenig Hofnung über diesen Punkt auch nur von wenigen Zustimmung zu erhalten. Freude hat mir, wie Sie sehen Alles in Ihrem Briefe gemacht; ich danke Ihnen herzlich dafür, und bitte Sie meiner ferner in dem Kreise Ihrer Freunde bisweilen zu gedenken.

Sie fragen ob ich gern als Verfasser der Reden und Monologen bekannt wäre. Meinen Sie damit, ob es mir irgend eine angenehme Empfindung machen würde als solcher im Publikum mehr als bisher herumgetragen zu werden, so muß ich Nein antworten; ich bin gegen alle diese Dinge vielleicht gleichgültiger als Recht ist. Meinen Sie, ob ich die Zusammenstellung des Buchs und meines Namens scheue, so darf ich auch Nein antworten. Es wird

<sup>4</sup> Wilhelm Heinrich Wackenroder (1773–1798). Seine „Phantasien über die Kunst“ waren eben – 1799 – erschienen.

<sup>5</sup> Ludwig Tieck (1773–1853). Mit Tieck war Schleiermacher 1799 viel beisammen.

<sup>6</sup> Okely, neben v. Brinckmann sein bester Freund aus der Barby'er Zeit, ist schon bald nach seiner Rückkehr nach England im Meer ertrunken. Vgl. KGA V/1 S. XLV.

<sup>7</sup> Schleiermacher übersiedelte am 22. 9. 1785 mit siebzehn Mitschülern von Niesky nach Barby, unter ihnen auch Okely.

sich keine Verkezerung deshalb ergeben; mein nächster Vorgesetzter<sup>8</sup> war Censor der Reden, er erräth mich gleich, und ich stand in so freundlichen Verhältniß mit ihm daß ich mich ihm, auf die Gefahr es könnte doch früher oder später bekannt werden nicht verheimlichen mochte. Er war Anfangs sehr begeistert und hatte sogar den schmeichelhaften Ausdruck Rafaelisch mit Ihnen gemein zuletzt aber wußte er nicht, ob er es mehr atheistisch oder spinozistisch finden sollte, und es ist mir nicht gelungen ihn darüber zurecht zu weisen; sonach würde mir von dieser Seite die Anonymität nichts helfen. Ich habe aber nie die geringste Besorgnis dieser Art gehabt; die Ursach, warum ich meinen Namen nicht auf den Titel setzte war zunächst jener Gleichgültigkeit nur der Wunsch mich einigen mir sehr werthen Menschen zu verbergen, von denen ich im Voraus wußte daß ich manches darin ihnen nicht so verständlich würde machen können, daß es aufhörte ihnen schmerzlich zu sein. Seitdem Herr Falk<sup>9</sup> in seinem Almanach die Güte gehabt hat mich öffentlich zu nennen ist auch das dem bloßen Zufall anheimgestellt und so ist mir das Incognito, dessen Kürze mir oft lächerlich gewesen ist, völlig unnütz. Auch habe ich mir fest vorgenommen es gar nicht mehr zu suchen. – Haben Sie Institute wo Sie Predigten von mir brauchen können so machen Sie mich nur näher mit der Beschaffenheit derselben und mit Ihren Wünschen bekannt, es soll mir Freude machen auf irgend eine Art meine Thätigkeit mit der Ihrigen zu vereinigen. Nur wünsche ich daß Sie Sich von meinen Arbeiten in dieser Gattung nicht unrichtige | 2 Vorstellungen gemacht haben mögen. Ich gebe jetzt eben eine kleine Sammlung dergleichen heraus,<sup>10</sup> und wenn Sie mir eine bequeme Gelegenheit anzeigen können werde ich Ihnen zu diesem Ende und um Ihre Meinung darüber einzuholen ein Ex. davon zuschicken sobald der Druck beendet ist. Ich weiß nicht ob das Gerücht Sie auch mit der Beschaffenheit meines Amtes bekannt gemacht hat; ich bin nemlich Prediger an dem großen hiesigen Krankenhause,<sup>11</sup> und die Vorträge auf den Krankensälen sind der wichtigste Theil meiner Amtsführung.

Gerade diesen treibe ich sehr con amore, aber eben deshalb beschränke ich mich auch in Absicht auf die Wahl der Gegenstände und die Behandlung so

<sup>8</sup> Hofprediger D. Friedr. Sam. Gottfried Sack (1738–1817) in Berlin. Dazu: RE<sup>2</sup> Bd. 18, S. 207–209 und KGA V/I S. XLVI. Sein Vorgesetzter und väterlicher Freund, der trotz Schleiermachers nicht sehr günstig ausgefallenen zweiten theologischen Examens, trotz der Sorgen über pantheistische Abirrungen und trotz der Mißbilligung von Schleiermachers Umgang in den Kreisen um Friedrich Schlegel und Henriette Herz, sich anfänglich zustimmend zu den „Reden“ äußerte, wandte sich aber dann doch in einem scharfen Brief gegen die „Reden“, den er allerdings erst im Juni 1801 absandte. Schleiermacher hatte also allen Grund, in seinem Brief an Schwarz der endgültigen Stellungnahme Sacks nicht sicher zu sein. Vgl. KGA Bd. V/II S. LXIIff.

<sup>9</sup> Johann Falk gab das „Taschenbuch für Freunde des Scherzes und der Satire“ heraus, in dem Schleiermacher und seine Freunde wiederholt scharf angegriffen hat, besonders in der Angelegenheit der „Lucinde“ und als Widerpart des „Athenäums“.

<sup>10</sup> Die „Predigten“ erschienen 1801 im Berliner Realschulbuchverlag. Sie wurden in den „Neuen theologischen Annalen“ 1801 S. 187ff. gut besprochen, jedoch für stilistisch verbesserungswürdig angesehen.

<sup>11</sup> Schleiermacher war reformierter Prediger an der Charité.

sehr als irgend möglich auf das Bedürfnis dieser Unglücklichen und diese Predigten würden nur für Prediger welche sich in ähnlichem Falle befinden einiges Interesse haben können; indeß predige ich oft genug in anderen Kirchen, daß ich Ihnen wol dann und wann etwas anbieten kann, wenn Sie nach den Beispielen welche Sie finden werden einigen Nutzen davon erwarten können.

Es wäre überflüssig, Sie noch ausdrücklich zu versichern, wie sehr ich mich der Ahndung freue, wiederum wenn gleich in solcher Entfernung, eine mir näher verwandte Seele gefunden zu haben, und wie ich mich freuen werde recht bald wieder von Ihnen zu hören. Wäre ich Herrn von Goecking<sup>12</sup> durch dessen Besorgung ich Ihren Brief erhielt näher bekannt, so hätte ich vielleicht unterdeß schon Manches Nähere von Ihnen erfahren können; ich habe aber nur sehr selten das Vergnügen den würdigen Mann an drittem Ort zu sehen. Eben diese Unbekanntschaft ist zum Theil die Ursache warum ich Ihnen meine Antwort geradezu übersende, ohnerachtet er mir gütig genug hat anbieten lassen sie einzuschliessen. Ueberdies ist er aber jetzt leider krank, welches eine noch längere Verzögerung verursachen würde, und so kann ich mit desto besserem Gewißen meiner Vorliebe für eine unmittelbare Gemeinschaft freien Lauf lassen. Wollen Sie es eben so halten, so würden Sie mich desto mehr verbinden. Meinem Namen brauchen Sie auf der Adresse nichts hinzuzufügen; ich bin eben durch diese Maxime auf der Post bekannt genug, und die Briefträgerstube ist der Sitz meiner Celebrität. Vergeßen Sie ja nicht mir den Jahrgang oder den Band der Bibl. p, worin Ihre Recension der Reden enthalten ist nachhaft zu machen, damit ich das belehrende Vergnügen Sie zu lesen und mit Ihnen darüber zu reden nicht immer entbehren muß. Den zweiten Band Ihres Religionslehrers<sup>13</sup> — den ich übrigens bis jetzt auch nur aus Anzeigen kenne — habe ich eben bei Empfang Ihres Briefes als erschienen angekündigt gefunden.

Nehmen Sie nochmals meinen Dank für Ihr zuvorkommendes Vertrauen, und lassen Sie mich es auch in vollerm Maße genießen nachdem Sie mir eine Hofnung desselben erweckt haben. Der herzlichsten Erwidrung sind Sie denke ich ohne Worte versichert. Ich meine wir werden Freunde werden und Sie werden es nicht bereuen die erste Ursach davon gewesen zu sein.

Schleiermacher

Wie bei vielen bedeutenden Persönlichkeiten ist es auch bei Schleiermacher und Schwarz schwierig, das Briefwerk so geschlossen zusammenzustellen, daß es ein Kommentar zu Leben und Werk des Betreffenden sein kann. Viele Briefe wurden, aus welchen Gründen immer, zurückgehalten, wurden in alle

<sup>12</sup> Goecking verkehrte wie Schleiermacher im Salon der Henriette Herz und betätigte sich als Dichter.

<sup>13</sup> Gemeint ist „Der christl. Religionslehrer in seinem moralischen Dasein und Wirken“, 2 Bde. Gießen 1798 und 1800. In diesem Werk vertritt Schwarz zum ersten Male die Pfarramtslehre als „neue Wissenschaft“.

Winde zerstreut, sind verloren gegangen, soweit sie nicht überhaupt in manchen Fällen mit gezielter Absicht unterschlagen und vernichtet wurden.

Bei Schleiermacher haben wir nun in absehbarer Zeit und in einer abschließenden Zielsetzung die Hoffnung, mit seinem Lebenswerk in der „Kritischen Gesamt-Ausgabe“, die von der Schleiermacher-Forschungstelle in Kiel und Berlin betreut wird, auch dessen Briefwerk vorliegen zu haben.

Bei Schwarz besteht hierzu, zumindest in diesem Jahrhundert, trotz der Bedeutung, welche er für die Unionsbildung der badischen Landeskirche hatte, wohl kaum die Aussicht, seine Persönlichkeit aus seiner Zeit heraus und in seinen Auswirkungen auf eine ökumenische, überkonfessionelle Gegenwart in einer Gesamtdarstellung seines Lebens und seines Werkes herauszustellen. Es bleibt abzuwarten, ob etwa der 150. Todestag von Schwarz im Jahre 1987 Anlaß sein könnte, eine ausreichende Würdigung dieses Mannes als Religionspädagoge, Theologe und Oekumeniker zu publizieren.

Umso beachtenswerter sind Einzelstücke eines Briefwerkes, vor allem dann, wenn sie auf den einen oder anderen Lebensabschnitt des Absenders oder des Empfängers ein neues Licht werfen oder Entwicklungen und Entscheidungen seiner Zeit verständlicher machen.

Dies können wir von dem vorliegenden Autograph, dem Schreiben Friedrich Schleiermachers an Friedrich Heinrich Christian Schwarz vom 15. Dezember 1800, sagen; so erscheint es zweckmäßig, anhand des Brieftextes die Persönlichkeit des Absenders wie des Empfängers in ihrem damaligen Umfeld kennen zu lernen.

Über Schleiermacher als den Absender bedarf es wohl keiner weiteren Einzel-Darlegungen angesichts der umfangreichen Literatur, die hier vorliegt.

Weniger bekannt und viel zu wenig bezüglich seiner Zeit und seines Wirkens gewürdigt ist der Empfänger des Briefes, F. H. C. Schwarz, dem sich unsere Aufmerksamkeit vorerst zuwenden soll, um schließlich, aus der Analyse des Briefes, Gemeinsamkeiten zwischen beiden Männern feststellen zu können.

Was zur Biographie von Schwarz zu sagen ist, kann bisher immer noch am ausführlichsten bei Hundeshagen<sup>14</sup> gefunden werden. Aber auch die Ausführungen von Hundeshagen sind in vieler Hinsicht inzwischen verbesserungsbedürftig; dies beginnt bereits beim Geburtsdatum, das Hundeshagen mit 1766 angibt, was jedoch von Zentgraf<sup>15</sup> auf 1765 korrigiert wurde, der sich seinerseits auf Vömel<sup>16</sup> stützt, dem bei seiner Genealogie der Familie Schwarz unmittelbar die Einsicht in die Matrikel möglich war.

<sup>14</sup> Hundeshagen in RE<sup>3</sup> Bd. 18, S. 2ff.

<sup>15</sup> Zentgraf „Das Erbe der Lauterbacher Familie Schwarz in der Geistes- und Kunstgeschichte Deutschlands“, Lauterbach 1955, S. 10.

<sup>16</sup> Alexander Ernst Vömel, „Stammbäume der Familie Schwarz – Jung – Stilling – Vömel“, Homburg 1894 und Flora Schwarz, „Die Familien Jung – Stilling – Schwarz in vier Generationen“, Freiburg 1937.

Schwarz bezog mit 18 Jahren die Universität Gießen und war nach Beendigung des Studiums Hilfsprediger bei seinem Vater in Alsfeld. Er wurde 1790 Pfarrer in Dexbach bei Biedenkopf, kam 1796 nach Echzell in der Wetterau und wurde 1798 Pfarrer in Münster bei Butzbach. 1804 erhielt er die Berufung als Professor nach Heidelberg. 1807 errichtete er mit Creuzer<sup>17</sup> das pädagogisch-philologische Seminarium und in der Folge ein katechistisches Seminar. Er war einer der führenden Religionspädagogen seiner Zeit; neben seinen zahlreichen pädagogischen Werken war vor allem sein „Lehrbuch der Pädagogik“ in der Ausgabe von 1835 lange Zeit eines der verbreitetsten pädagogischen Lehrbücher. Als Kirchenpolitiker war er maßgeblich an der Bildung der badischen Union beteiligt; ausschlaggebend beim Abschluß der Verhandlungen war seine Formulierung der Lehre vom Abendmahl, die den Consens weitgehend erleichterte, die auch in die Vereinigungsurkunde aufgenommen wurde und ein prägender Bestandteil des badischen Katechismus ist. Schwarz starb in Heidelberg am 3. April 1837.

Schwieriger als beim Briefwechsel Schleiermachers ist es, dem Briefwechsel von Schwarz auf die Spur zu kommen. In der sogenannten „Bibliotheca Schwarziana“ der Heidelberger Universitätsbibliothek liegen nur wenige und unbedeutende Briefreste, datiert aus viel späterer Zeit und zum Verständnis von Schwarzens Werdegang unerheblich. Das andere Gerücht, wonach in Basel „irgendwo“ noch ein großer Teil der Korrespondenz von Schwarz liegen soll, konnte noch nicht nachgeprüft werden. Ein Tagebuch von Schwarz, das noch im Jahre 1958 Prof. Hauss in Heidelberg vorgelegen hat, ist inzwischen wieder unauffindbar geworden. Erstaunlicherweise sind nicht einmal alle Veröffentlichungen Schwarzens in Heidelberg oder sonst im badischen Raum greifbar, ungeachtet des Umstands, daß doch Schwarz einer der maßgebendsten, wenn nicht *der* entscheidende Mann bei der badischen Unionsgründung 1821 gewesen ist.

Aus der Vorlage des Briefes von Schleiermacher an Schwarz ergeben sich nun für den Werdegang Schwarzens zwei bedeutsame Folgerungen:

Zum ersten beweist der Brief, daß Glaue<sup>18</sup> Unrecht hat, wenn er meint, daß sich Schwarz erst in seiner Heidelberger Zeit, also seit 1804, durch den Einfluß des Heidelberger Romantikerkreises der Creuzer, Savigny, Brentano, Arnim und Grimm von der Aufklärung gelöst hat.

Allein der Umstand, daß Schwarz bereits 1799 und 1800 die Reden und Monologe Schleiermachers nicht nur positiv rezensierte, sondern in einem zweifellos sehr persönlich gehaltenen Ton den geistigen Kontakt mit Schleiermacher suchte, läßt darauf schließen, daß er Schleiermachers Gedanken, wenn schon nicht vorgedacht, so doch mit offenem Herzen aufgenommen hat.

<sup>17</sup> Creuzer vgl. RGG<sup>2</sup> Bd. I, Sp. 1743.

<sup>18</sup> RGG<sup>2</sup> Bd. V, Sp. 324.

Diese Vermutung wird bestätigt, wenn wir uns Herkunft und Umgebung Schwarzens zum damaligen Zeitpunkt vergegenwärtigen:

F. H. C. Schwarz stammt aus einer lutherischen Pfarrfamilie. Es war sein Vater, Johann Georg Gottlob Schwarz,<sup>19</sup> der als Professor in Gießen als erster den Kampf mit dem damals von höchster Stelle geförderten aufklärerischen Prof. Karl Friedrich Bahrdt<sup>20</sup> aufnahm und deshalb seines Amtes enthoben und als Adjunkt zu seinem Vater nach Alsfeld abgeschoben worden war. Als Student in Gießen seit 1783 hat sich dann sein Sohn Friedrich Schwarz eingehend und anfangs begeistert den Ideen von Leibniz, Wolf und Kant zugewandt. Als er in diesem Jahr mit Jung-Stilling zusammentraf, wahrte er diesem gegenüber noch eine merkliche Reserve, denn Jung-Stilling hatte seine aufklärerische Epoche bereits überwunden. Das reformierte Erbe Jung-Stillings kam jedoch nun stärker zum Tragen und machte ihn in diesen Jahren zum Mittelpunkt des Kreises der „Erweckten“ in Marburg, dem später vermutlich auch der in unserem Brief genannte Göckingk anzugehören schien, durch den Schwarz die Verbindung mit Schleiermacher aufgenommen hatte. Über seine mütterliche Verwandtschaft<sup>21</sup> hatte Schwarz zudem Verbindung zu den Spener'schen Kreisen in Halle.

Die pädagogische Ader hatte Schwarz, wie Zentgraf<sup>22</sup> nachweist, bereits geerbt; hier dürften auch die Spener'schen Einflüsse mitgewirkt haben, so daß er sich damals eingehend mit Pestalozzi befaßte, von dem er sich allerdings in späterer Zeit kritisch abwandte.

Sein Vater hatte sich in Alsfeld für eine bessere Erziehung der Mädchen eingesetzt. Und der Sohn, Friedrich Schwarz, hatte bereits 1786, ein Jahr bevor er als Hilfsprediger bei seinem Vater antrat, die erste Anstalt für Knaben eingerichtet. Als junger Pfarrer in Dexbach 1790 unterhielt er nun eine Privatschule für Knaben,<sup>23</sup> und etwa zur Zeit seiner Verheiratung mit Johanna Magdalena Margaretha Jung-Stilling, der ältesten Tochter des inzwischen ihm freundschaftlich verbundenen Jung-Stilling, nämlich im Jahre 1792, veröffentlichte Schwarz seine Schrift „Grundriß einer Theorie der Mädchenerziehung in Hinsicht auf die mittleren Stände“. In dieser Schrift bahnt sich bereits die Überwindung rationalistischen und aufklärerischen Denkens an in der kritischen Prüfung der Ideen Pestalozzis. Die Veröffentlichung der Schrift „Gebrauch der Pestalozzi'schen Lehrbücher beim häuslichen Unterricht“, 1804 erschienen, auf die Hundeshagen sein Urteil

<sup>19</sup> Friedrich Wilhelm Strieder „Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftstellergeschichte“ Bd. 14 (1804) S. 132–143.

<sup>20</sup> Karl Friedrich Bahrdt in RE<sup>3</sup> Bd. II, 357f.

<sup>21</sup> Zentgraf aaO., s. S. 10ff.

<sup>22</sup> Zentgraf aaO., S. 12f.

<sup>23</sup> Über die Verhältnisse im Hause Schwarz mit den – später – zehn eigenen Kindern und den im Hause aufgenommenen Zöglingen, dazu die vielen Gäste, berichtet ausführlich Lina Schwarz in ihren „Erinnerungen aus mündlichen Mittheilungen meiner Eltern Schwarz.“ Heidelberg 1863.

stützt,<sup>24</sup> ist lediglich im Sinne einer längst abgeschlossenen Entwicklung zu werten. Aus der Ablehnung der ahistorischen und aufklärerisch-humanitären Erziehung Pestalozzis im Sinne der damals, etwa durch Basedow, betriebenen „Philanthropoien“ fand Schwarz bereits Anfang der neunziger Jahre zu jenem biblisch-praktischen Supranaturalismus, der es ihm ermöglichte, auf der Basis praktischer Erziehungsarbeit einen gangbaren Weg zu finden zwischen Aufklärung und Pietismus. So kann man annehmen, daß der große Wandel in seinen Ansichten bereits um das Jahr 1790 eingetreten ist.

In diesen Wandel seiner Einsichten der neunziger Jahre fällt nun seine Bekanntschaft mit den Reden und noch mehr die mit den Monologen.

Und dies ist die zweite Folgerung, die wir aus den Überlegungen im Zusammenhang mit der Lektüre des vorliegenden Briefes Schleiermachers ziehen müssen.

Schleiermacher und Schwarz haben demnach bereits in den neunziger Jahren eine ähnliche geistige Entwicklung gehabt. Zwar treten beide in dieser Hinsicht erst in unser Bewußtsein nach dem Jahre 1800; Schleiermacher mit den Reden und Monologen, Schwarz erst ab 1804, seiner Heidelberger Zeit. Dies alles ist aber erst verständlich, wenn wir die Zeit vorher in Betracht ziehen. Bei Schleiermacher ist es schon die Naujahrspredigt von 1792, die seine Abkehr von der Aufklärung anzeigt und jede Vernunftreligion für unbefriedigend hält.

Einen ähnlichen Weg ging Schwarz. Von Anfang an stand er zwischen Reformiertentum und Luthertum. Seiner Herkunft nach ist er lutherisch; sein Umgang mit Jung-Stilling und dessen Denken öffnen ihm zunehmend das Verständnis für den reformierten Glauben ebenso wie für den Pietismus. So verrät Schwarzens Werk von 1793 „Die moralischen Wissenschaften“<sup>25</sup> die Herkunft und die Sprache der Aufklärung. Aber bereits in diesem Werk liegen die Ursprünge seines späteren Denkens und die innere Abkehr von der „natürlichen Religion“. Auch die Vernunftreligion als ideales Modellbild kann er schon aus den für ihn entscheidenden praktischen pädagogischen Erwägungen nicht akzeptieren. Es kommt zu einer Neubesinnung über das Wesen der Religion, die ihm nicht ein Abstraktum, sondern eine gelebte Wirklichkeit für den Menschen ist. Nicht erst bei Schleiermacher, auch bei Schwarz spielt in diesen Jahren das „Gefühl“ eine besondere Rolle als ein Gegensatz zu dem intellektuellen Religionsbegriff der Aufklärung. In der Einleitung der „Moralischen Wissenschaften“ trennt er scharf zwischen Morallehre und Religion; „Die Lehre von unseren Pflichten zeigt uns, was wir thun sollen. die Religionslehren aber, was wir dabei zu glauben und zu hoffen haben“. Zu beachten ist die Pluralform, nach der es nicht nur eine, sondern eine Vielzahl von Religionslehren gibt, die es nicht mit der Moral, sondern mit dem Glauben und der Hoffnung zu tun haben. Und dabei geht

<sup>24</sup> „Gebrauch der Pestalozzi'schen Lehrbücher beim häuslichen Unterricht“ 1804.

<sup>25</sup> „Die moralischen Wissenschaften“ Theil 1, (Ein Lehrbuch der Moral und natürlichen Religion in ihrem ganzen Zusammenhang) Leipzig 1793.

es Schwarz schon damals, von seinem christologischen Ansatz her, um einen Glauben und eine Hoffnung, die von Christus her ihren Ursprung haben. Dieser Ansatzpunkt ist das Fundament, auf dem er dann sein moralisches Lehrsystem aufbaut, das ursprünglich, nämlich 1793 noch auf der Kant'schen Morallehre fußte. Aber nun ist alles eingebettet in die „Stimmung des Gefühls“. Sie ist das Medium des Glaubens wie der Erkenntnis, der Sprache Gottes in der Natur wie im menschlichen Gewissen. Hier spricht er zwar noch immer die Sprache seiner Zeit; aber im Abschnitt über das Gebet geht er schon weit darüber hinaus, denn Gebet ist „die andächtige Unterhaltung mit Gott“. „Jede mit Gefühl verbundene Beschäftigung mit Gott ist schon ein Gebet“. Das Gebet ist „die Grundlage der Tugend“. Und „Gott wird im Gebet mit solcher Lebhaftigkeit vorgestellt, daß der *ganze* Mensch (als denkendes und fühlendes Geschöpf) von der Vorstellung seiner Heiligkeit, Güte, Allwissenheit, Weisheit u.s.w. erfüllt ist.“ Hier zeigt sich bereits dieser gemäßigte Supranaturalismus, den Hundeshagen dann erst in der Heidelberger Zeit zu sehen glaubt. „Begieb dich also, wenn du im Gebete dich zu Gott nahen willst, in diejenige Lage, wo dein Herz am meisten der Andacht fähig, und deine Aufmerksamkeit am wenigsten unterbrochen wird; bete dann nur so lange, als du deine Aufmerksamkeit auf Gott unterhalten kannst“. Es geht ihm, wie wir sehen, um das „Gestimmtsein“, um die Einstimmung, wenn er das gläubige Gebet als ein Gebet der Andacht fordert. Und er verlangt Aufmerksamkeit, also Wachheit im Gemüt.

Noch hören wir Leibniz, wenn Schwarz schreibt: „Alles in dem Menschen soll in eine Harmonie gestimmt werden; sein Denken, Fühlen und Handeln soll zusammen in Einklang gebracht werden“. Und er spricht von der „Wärme der Religion“, von dem „offenen Herzen“ für „Religionswahrheiten“, weil sich ihm eben *die* Wahrheit nur in der vielgestaltigen Entfaltung gelehrter „Wahrheiten“ so zeigt, um verstanden und vermittelt zu werden. Wie Schwarz das Gefühl verstanden wissen wollte, sagt er ganz deutlich in der ersten Auflage seiner „Erziehungslehre“<sup>26</sup> von 1802: „Machen wir es viel besser, wenn wir dem Kinde die Wahrheiten der Religion beweisen und sagen: es ist deine Pflicht, Gott zu lieben? Sollten wir nicht statt dessen erst die religiösen Gefühle selbst in ihm entwickeln, daß sie lebendig da seyen? – denn der todte Buchstabe macht sie nicht lebendig. Das Zeitalter, welches unsern Kindern mit aller Gewalt eine Vernunft-Religiosität geben wollte, begann in der That noch etwas Verkehrteres: es fing an, mit den Kindern über Religion zu philosophieren, ohne daß diese erst in dem Gemüthe hervorgewachsen war, da wurde denn alles in ein Denken und Sprechen darüber verwandelt, und dem Herzen blieb sie fremd, d.h. es kam nichts von Religion zum Vorschein. Nicht besser ist es mit dem Moralisieren und dem voreiligen Raisonnieren über den Grund der Pflichten. Das Kind, welches dadurch erst zur kindlichen Liebe gezwungen würde, wäre ein trauriges Wesen“. Und kurz darauf schreibt er: „Was ist das Heiligste? Das, was heute

<sup>26</sup> „Lehrbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre“ 4 Bde. 1802–1813.

und ewig die Geister, tiefer und tiefer gefühlt, immer nur einiger macht. Man katechisiere so was noch so schulgerecht durch, um die Begriffe immer durch kleinere Begriffe zu zerlegen: wo die Grundanschauungen davon in dem Gemüthe fehlen, bleibt der Sinn wie ein Heiligtum verschlossen“.

Dieser aus dem Gefühl kommende Glaube und die Hoffnung sollen zu einer Wirklichkeit werden, die seinem pädagogischen Impuls und seinen Erfahrungen im Umgang mit den jungen Menschen entspricht. Es geht ihm um den Sinnzusammenhang, um die Übereinstimmung; eingestimmt sein auf das Umgreifende der göttlichen Gegenwart als einer Wirklichkeit, die ihm bewußt wird im Anschauen der „Religionswahrheiten“. Die Vernunft ist erst in zweiter Linie ein Medium, innerhalb dessen die religiöse Anschauung und Erfahrung zwischenmenschlich austauschbar, also lehrbar ist.

So sind es auch Herkunft und pädagogischer Impuls, die Schwarz in seiner späteren Tätigkeit „unionistisch“ denken ließen. Schon in Dexbach, dann in Echzell und schließlich in Münster hatte er in seinem Lehrinstitut Schüler aus verschiedenen deutschen Landschaften und auch aus verschiedener Konfessionslage in seinem Hause. Um überhaupt einen Unterricht und eine sinnvolle Erziehung zu ermöglichen, also aus praktisch-pädagogischen Erwägungen, mußte er eine Übereinstimmung im Glaubensstand, einen de facto-Consensus herbeiführen. Aus den Schilderungen von Schwarzens Tochter aus der Münster'schen Zeit<sup>27</sup> wissen wir, wie gerade eine größere Zahl der späteren Romantiker, unter ihnen namentlich Creuzer, Brentano und andere junge Männer, Studenten und Kandidaten in seinem Hause waren, zum Teil auch selbst als Schüler Schwarzens unterrichteten und all die kommenden Jahre hindurch mit ihm in Verbindung blieben, bis sie ihn zum Teil später – wie Creuzer, Brentano und Grimm – in Heidelberg wieder trafen.

In allen seinen Werken unterscheidet Schwarz grundsätzlich zwischen Glauben und Lehre, von den „Moralischen Wissenschaften“ über die „Erziehungslehre“ bis zum „Grundriss der Dogmatik“<sup>28</sup> (der ersten Unions-Dogmatik)! Glaube, Gewissen, Gefühl, Gemüt – die Bezeichnungen wechseln im Laufe der Jahre; gemeint ist dabei immer die Vorfindlichkeit des Menschen, in der er von Gott angesprochen wird und ihm als ein Antwortender begegnet. Demgegenüber ist die Lehre, ob als Dogma oder als Tugend- und Pflichtenlehre nur Interpretation, Übermittlung, Verdolmetschung des Glaubens im Blick auf die Umwelt. Daher hat Schwarz immer das Bestreben, in der Lehre die Lehren einander gegenüberzustellen und die Entscheidung dem Gewissen, und das heißt dem Glauben selbst, zu überlassen. Also: Con-

<sup>27</sup> Lina Schwarz aaO. weist vor allem auf die Nähe Marburgs hin, durch welche viele interessante Persönlichkeiten das Pfarrhaus Schwarz besuchten.

<sup>28</sup> „Grundriß der christlichen protestantischen Dogmatik“ 1816. Schleiermacher schreibt in der 2. Auflage seiner Dogmatik „Der christliche Glaube nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche dargestellt“ (Berlin 1836): „Habe ich mir nun bei der 1. Ausgabe zuviel angemaßt, indem ich mein Buch für die erste Glaubenslehre erklärte, welche mit Rücksicht auf die Vereinigung beider evangelischen Kirchengemeinschaften abgefaßt sei, so reiche ich diesen Ehrenkranz mit Freuden meinem lieben Freunde, dem Geh. Kirchenrat Schwarz zu Heidelberg“.

sensus, Übereinstimmung, Einführung in die Vielfalt der Lehren, um den Glauben im Bekenntnis als einer freien Entscheidung bewußt zu machen.

So schreibt Schwarz im „Grundriß“: „Der Glaube an Gott ist die tiefste Wahrheit des Gemüthes selbst, der Grund von allem festen Führwahrhalten. Er kann nicht dem Menschen gegeben, sondern nur in ihm erweckt werden, und er erwächst aus dem Grund der Seelen da, wo Kopf und Herz eins sind. Daher ist jede wahre Erziehung zugleich Bildung zur Religion“. So ist ihm Theologie „Reflexion über die Glaubenswahrheiten“ und führt zur Lehre. Darum betont er konsequenterweise zum Beispiel in der Behandlung der Abendmahlsfrage in seinem „Grundriß“: „Die Zeiten des Streits über solche Reflexionen sollte vorüber seyn – Nicht Entzweyung, sondern Vereinigung der Gläubigen will das h. Abendmahl bewirken, und das wird es, wenn man bey der evang. Bedeutung bleibt nach dem *Sinn* der Stiftung: Vereinigung mit Christus zum Wachstum im Guten in tätiger Nächstenliebe; die Heiligung des irdischen Lebens gehört hierzu von sittlicher Seite.“

Was Schleiermacher und Schwarz gemeinsam haben ist nicht nur ihre Herkunft aus den philosophischen und theologischen Strömungen ihrer Zeit, sondern die gemeinsame Überwindung des intellektualistisch-aufklärerischen Denkens. Sie sind bestrebt, sowohl die Vernunftreligion wie das Kirchenverständnis als einer moralischen Anstalt zu überwinden. Sie haben die gemeinsame Absicht, die verschiedenen Lehren und kirchlichen Gruppierungen in Einklang miteinander zu bringen, ein Gedanke, der von Leibniz herkommt und in neuzeitlich ökumenisches Denken mündet.

Schleiermacher setzt seinen Ansatzpunkt im Spekulativen, während Schwarz von der pädagogischen, also einer praktischen Forderung des Alltags ausgeht. Daher besteht für Schleiermacher die nicht immer vermiedene Gefahr, mystizistisch mißverstanden zu werden. Die Sprache, derer sich beide bedienen, in Abkehr von der moralisierenden Sprache der Aufklärung, – also „Gefühl“, „Gemüt“, „Stimmung“ u.ä. – erschwert den Heutigen, die durch Religionspsychologie und Rationalismus hindurchgegangen sind, das Gespür für den großen Wandel im Existenzverständnis zu Beginn des 19. Jahrhunderts.

Bei Schwarz kommt hinzu, daß die Ausrichtung seines Denkens bedingt ist durch seine praktisch-pädagogische Arbeit; seine „Lehre“ ist christozentrisch; der Mensch ist ihm ein von Gottes Ruf getroffener und so antworten der Mensch, und das Gefühl, aus dem der Glaube lebt, ist ihm die Voraussetzung zu einer solchen Begegnung mit Gott in Christus.

Im gesellschaftlichen Bezug bedeutet dies, ein Con-sentire, ein Übereinstimmen der Menschen als Gemeinschaft in diesem Gefühl der Gottesnähe und in der Vereinigung mit Christus. Daher gilt es, alle Lehrauffassungen aufeinander abzustimmen, wie die Stimmen eines Orchesters; nicht so, daß sie vereinheitlicht werden, denn das wäre synkretistisch; sondern so, daß die Instrumente zwar ihre Stimme behalten, aber aufeinander abgestimmt sind zu einem einzigen Klangkörper zum Lobe Gottes. Die Wahrheit liegt in der

Fülle und Vielgestaltigkeit der Herrlichkeit Gottes, wie sie sich uns in Jesus Christus offenbart. Der spekulative Charakter des Schleiermacher'schen Glaubensbegriffes wahrte eine gewisse Distanz zwischen den beiden Männern, trotz der über Jahre hinaus währenden wohlwollenden Freundschaft. Ähnlich erging es Schwarz in Heidelberg in seinem Verhältnis zu seinem Kollegen Daub.<sup>29</sup> Bei aller Zusammenarbeit in gegenseitiger Hochachtung und einem geistigen Gedankenaustausch blieb doch immer diese von beiden geachtete Distanz, wachgehalten durch eben diese spekulativ-intellektuelle Denkart Daubs wie Schleiermachers im Gegensatz zu der lebensnah-nüchternen Wesensart von Schwarz.

Gewiß waren beide Männer, Schleiermacher und Schwarz, nach Herkunft und Werdegang ihrer Ideen ihrer Zeit verpflichtet; dennoch erscheint ihr jeweiliges Lebenswerk auch heute seiner Aktualität nicht zu entbehren, trotz allen „Fortschritts“ in Lehre und Leben. Auch heute ist die Frage nach dem Glauben ebensowenig gelöst wie die Frage nach der rechten Lehre und nach dem Consens der verschiedenen Bekenntnis-Wahrheiten. Vermutlich liegt dies daran, daß eine jede Generation jeweilig von neuem diese Fragen für sich zu lösen hat. Es ist wohl nötig, auf die Väter und Lehrer zu hören: doch die Antwort auf Gottes Ruf muß jederzeit und von jedem für seine Person gewagt werden.

---

<sup>29</sup> Hierzu Hundeshagen RE<sup>3</sup> Bd. 18, S. 3.